

CHRISTIAN
REDL

Das
Leben
hat
kein
Geländer



WESTEND

W E S T E N D

CHRISTIAN REDL

Das Leben
hat kein Geländer

WESTEND

Mehr über unsere Autor:innen und Bücher:
www.westendverlag.de

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.



ISBN 978-3-86489-399-5
© Westend Verlag GmbH, Frankfurt / Main 2023
Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin
Satz: Publikations Atelier, Dreieich
Druck und Bindung: Pustet, Regensburg
Printed in Germany

Für Martina

To begin with the beginning
Dylan Thomas

1

Deutschland 1948. Ein strenger Winter hatte sich über das Land gelegt und die Erinnerung an den Krieg begann langsam zu verblassen. Niemand sprach mehr über ihn und fast hätte man glauben können, er wäre nie grausame Wirklichkeit gewesen.

Eine hochschwangere Frau verließ leise ihr Zimmer auf der Säuglingsstation des Kreiskrankenhauses der Stadt Schleswig, huschte unbemerkt über den Flur und stieg die Treppen hinauf in den vierten Stock des alten Gebäudes. Oben angekommen, hüpfte sie die Stufen hinunter bis ins Erdgeschoss, wiederholte das Ganze noch einmal und eilte dann zurück in ihr noch immer warmes Bett.

Nachdem seit nunmehr über zwei Wochen ihre hoffnungsfrohe Erwartung täglich aufs Neue enttäuscht worden war, sorgte ihr beherzter Einsatz im Treppenhaus nun doch dafür, dass ich endlich meinen sicheren Bau verließ und das Licht der Welt erblickte. Eine Ärztin durchschnitt meine Nabelschnur und bettete mich in die Arme der erschöpften Frau, der ich mein Leben verdankte und die sichtlich erleichtert schien, ihre scheinbar ewig währende Schwangerschaft glücklich überstanden zu haben. Der Oberarzt der Station wurde gerufen, er eilte herbei, trat an das Bett meiner Mutter, beugte sich über sie und sagte: »Na schauen Sie doch nur, liebe Frau Redl, was für ein schöner Soldat.«

Nachdem wir aus dem Krankenhaus entlassen worden waren, brachte meine Mutter mich zu meinem Vater. Herbert Redl war Lehrer in Hollingstedt, einem kleinen Dorf in der Nähe von Schleswig. Meine Eltern kannten sich noch nicht lange. Unwägbare Umstände einer sehr bewegten Zeit hatten sie zueinander finden lassen und ich war jetzt ihr erstes gemeinsames Kind.

Mein Vater war schon einmal verheiratet gewesen – mit einer Frau, die während des Krieges an der Ruhr erkrankt und im Alter von nur 28 Jahren gestorben war. Sie hinterließ ihm einen Sohn und

eine Tochter mit Namen Wolf und Monika. Aus Furcht vor der täglich immer näher heranrückenden Roten Armee hatten beide Kinder Anfang 1945 aus Stargard, ihrer Heimatstadt in Pommern, fliehen müssen, und gemeinsam mit ihren beiden Großmüttern verschlug es sie in den Norden Deutschlands, in das bereits erwähnte Hollingstedt. Dort fanden sie Aufnahme in einem Flüchtlingsheim.

Schon bald nach Kriegsende begann mein Vater mit der Suche nach seinen Kindern und schon bald gelang es ihm, sie mit Hilfe des Suchdienstes des Deutschen Roten Kreuzes ausfindig zu machen. Es kam zu einem tränenreichen, herzerreißenden Wiedersehen der Überlebenden, die sich fest aneinanderklammerten und fortan alles taten, um den Alptraum der zurückliegenden Jahre aus ihrem Leben zu verbannen.

Glückliche Umstände hatten es ermöglicht, dass sie eine Wohnung im alten Schulhaus von Hollingstedt beziehen konnten. Mein Vater stand jetzt als Witwer und Ernährer einer mutterlosen Familie vor. Neben dem normalen Unterricht, den er als Dorfschullehrer zu absolvieren hatte, gab er Nachhilfestunden in Englisch und erteilte darüber hinaus Klavierunterricht für musikalisch hoffnungslos unbegabte Töchter wohlhabender Bauern, welche seine meist vergeblichen Bemühungen mit reichlich Obst, Eiern und Speck vergüteten.

Meine Mutter stammte aus Danzig. Mit ihrer einjährigen Tochter Gisela auf dem Arm war auch sie in den letzten Kriegstagen vor dem Donner der russischen Kanonen in Richtung Westen geflohen. Unmittelbar vor ihrer Flucht im Januar 1945 hatte sich ihr damaliger Mann – ein fanatischer Anhänger Hitlers – aus Furcht vor der Rache der russischen Soldaten mit einer Zyankalikapfel das Leben genommen. Derart tragisch zur Witwe geworden, setzte sie auf ihrem Weg in die Freiheit nun alles daran, noch einen Platz auf der damals schon legendären »Gustloff« zu bekommen. Die aber war bereits seit Tagen überbucht und überladen mit verzweifelten Menschen, die auch alle ihre Heimat verlassen mussten – sodass meine Mutter

und ihre Tochter keinen Platz mehr auf dem Schiff bekamen. Dieser schicksalhaften Entscheidung verdanke ich vermutlich mein Leben.

Die »Wilhelm Gustloff« war im Auftrag der NS-Organisation »Kraft durch Freude« nach Beginn des Zweiten Weltkriegs als Lazarettschiff unterwegs und wurde am 30. Januar 1945 vor der Küste Pommerns durch ein sowjetisches U-Boot versenkt. Mehr als 4 000 Menschen kamen um ihr Leben.

Nachdem sie der Katastrophe, die einem Massenbegräbnis in der Ostsee glich, also entgangen waren, gelang es den beiden Vertriebenen nur wenige Tage später doch noch, einen Platz auf einem der nachfolgenden Schiffe zu ergattern, mit dem sie zu guter Letzt und unversehrt die Küste von Schleswig-Holstein erreichten. In Hollingstedt wurden sie dann von der örtlichen Verwaltung bei freundlichen Bauersleuten einquartiert. Dem schon betagten Ehepaar war Nachwuchs versagt geblieben – umso mehr freuten sich die beiden Alten über das kleine Flüchtlingsmädchen Gisela, das sie als unerwartetes Geschenk betrachteten und in ihr Herz schlossen wie ein eigenes Kind.

Dass man in Hollingstedt Englisch lernen konnte, weckte das Interesse meiner Mutter, die eines Tages dann als Schülerin in der Klasse meines Vaters saß. Es dauerte nicht lange, da hatte der Lehrer Herbert Redl ein Auge auf seinen Neuzugang geworfen. Man verabredete sich und kam sich an einem lauen Sommerabend auf dem Tanzboden einer alten Scheune näher. Der Krieg war vorbei, beide waren jung und beide sehnten sich nach einer besseren Zukunft. Da sie als Alleinerziehende dasselbe Schicksal teilten, kamen sie zu dem Entschluss, sich gemeinsam mit ihren jeweiligen Kindern in neuer Konstellation zu einer amtlich beglaubigten Familie zu vereinigen und zu heiraten – was ein knappes Jahr später zu meiner Geburt führte.

*Das Leben der Eltern ist das
Buch, in dem die Kinder lesen.
Augustinus Aurelius*

2

Mein Vater, meine Mutter, Oma Grete, meine drei Halbgewister und ich als Jüngster der Familie schauten nun einer ungewissen Zukunft entgegen. Oma Wiedenhaupt, die Mutter der früh verstorbenen ersten Frau meines Vaters, wohnte nicht bei uns, hatte aber die unangenehme Angewohnheit, ihre Verwandtschaft in Hollingstedt in regelmäßigen Abständen stets unangemeldet zu besuchen. Immer in tiefes Schwarz gekleidet, sah sie aus wie eine von bösen Gedanken zerfressene Vogelscheuche, die mit ihrem hässlichen Aussehen und ihrer keifenden Stimme Angst und Schrecken zu verbreiten wusste. Bei jeder ihrer familiären Heimsuchungen bestand sie als Erstes darauf, sich mit meinen Halbgewistern Wolf und Monika ins Schlafzimmer zurückzuziehen, wo sich die zwei dann auf den Boden knien mussten, um gut eine Stunde lang um ihre tote Mutter zu weinen.

Oma Wiedenhaupt duldete keinen Widerspruch. Als mein Vater es einmal gewagt hatte, sie darum zu bitten, den armen Kleinen die Trauertortur doch ab und an zu ersparen, fiel sie ihm derart barsch ins Wort, dass er zusammenzuckte und sich schuldbewusst zurückzog. Für meine bedauernswerte Mutter, die das Schicksal nicht nur mit der undankbaren Rolle einer Stiefmutter bedacht hatte, war es besonders schwer. Denn sie war ja zusätzlich noch die unerwünschte Schwiegertochter der Mutter der verstorbenen Frau ihres Mannes, weshalb Oma Wiedenhaupt sie als lästigen Fremdkörper betrachtete, den sie um nichts auf der Welt zu akzeptieren bereit war. Da meine Mutter aber nun mit deren Sohn verheiratet war, blieb der bösen Frau nichts anderes übrig, als sie mit inbrünstigem Hass und immerwährender Verachtung zu erdulden.

Bevor sich die verheulten und übermüdeten Kinder ins Bett legen durften, um endlich zu schlafen, mussten sie sich noch ein weiteres Mal dem Willen der Großmutter unterwerfen und sich furchterregende Geschichten über böse Stiefmütter anhören – die alles Hexen seien und in einem anständigen Hause nichts zu suchen hätten

Die von Oma Wiedenhaupt vergifteten Kinder Wolf und Monika begannen nun ihrerseits, ihre Stiefschwester Gisela zu traktieren. Denn die war ja, wie sie gerade gelernt hatten, die Tochter einer Hexe. Gisela setzte das ungeheuer zu und sie tat von nun an alles, um nur nicht weiter aufzufallen. Die familiären Machtverhältnisse entwickelten sich schon nach kurzer Zeit des gemeinsamen Zusammenlebens so zuungunsten meiner völlig überforderten Mutter, dass die sich nicht einmal mehr traute, ihr eigenes Kind in Schutz zu nehmen – aus Angst davor, es zu bevorzugen.

Unser in bester Absicht geknüpfter Familienverbund stand somit unter keinem guten Stern. Immer wieder kam es zu Missgunst und bössartigen Unterstellungen. Warum das so war, wurde nie hinterfragt, sondern verdrängt und stillschweigend hingenommen. Mich, den Jüngsten, mit den meist prallen und immer viel zu großen Windelpaketen in der Hose, hatten alle gern. Ich war ja nur das unschuldige Kind der lebenden Elternteile – und demzufolge unberührt von den Problemen unserer Allianz. Monika, die es nie versäumte, der gänzlich eingeschüchterten Gisela bei jeder sich bietenden Gelegenheit zu verstehen zu geben, dass sie als ihre nicht leibliche Schwester in ihrer Familie nichts zu suchen habe und es besser für sie gewesen wäre, wenn irgendjemand sie adoptiert hätte, fuhr mich tagelang im Kinderwagen spazieren, ausdauernd und voller Begeisterung. Schon als Kind sah sie sich als zukünftige Mutter und mein Dasein verschaffte ihr eine anscheinend willkommene Gelegenheit, sich auf die ersehnte Rolle vorzubereiten.

Oma Grete, die sanfte und nachsichtige Mutter meines Vaters, hielt sich bei all dem Hin und Her klug zurück, versuchte immer die

Ruhe zu bewahren und ersparte sich jeden Kommentar. Nur manchmal, wenn die familiären Konflikte die sich streitenden Parteien erschöpft zum Verstummen gebracht hatten, schüttelte sie den Kopf und seufzte still in sich hinein. Aber für mich war Oma Grete immer da, dachte sich Geschichten aus, die sie mir erzählte, und in ihrer Nähe fühlte ich mich wie in eine andere Welt versetzt. Die andere Oma, die immer nur kam, um häuslichen Unfrieden zu verbreiten, starb irgendwann im Laufe der fünfziger Jahre – wann, wo und wie, auch darüber ist nie gesprochen worden ... Meine Eltern schienen einfach nur froh zu sein, dass sie uns endlich in Ruhe ließ.

3

Ferdinand Redl, Oma Gretes Mann und Vater meines Vaters, mein Großvater also, war Sohn verarmter österreichischer Bauern. Im Sommer 1896 hatte er sich zu Fuß auf den Weg von Wien nach Hamburg gemacht. Er suchte das Abenteuer und wollte zur See. Der bescheidenen Verhältnisse wegen, in denen er aufgewachsen war und denen er unter allen Umständen entfliehen wollte, musste er auf sein festes Schuhwerk vertrauen, denn eine Zugfahrt konnte er sich nicht leisten. Die Sehnsucht nach fernen Ländern, vor allem aber die Aussicht auf ein irgendwann besseres Leben, ließen ihn die Strapazen seiner Wanderung jedoch tapfer ertragen. Nach nur acht Wochen hatte er den Hamburger Hafen erreicht und schon kurz darauf war es ihm gelungen, als einfacher Matrose auf einem großen Überseedampfer anzuheuern.

Ich bedauere sehr, dass ich meinen Großvater nicht kennengelernt habe. Nach allem, was mir meine Eltern über ihn erzählt haben, muss er ein beeindruckender und ganz und gar unbürgerlicher Charakter gewesen sein. Ich besitze ein Foto von ihm, auf dem er

in einem tadellos sitzenden, eleganten Anzug in formvollendeter Haltung vor der Kamera eines Hamburger Atelierfotografen posiert: ein Kapitän in Zivil, mit herausforderndem Blick und der Aura eines verwegenen, Wind und Wetter erprobten Mannes. Auf seinem kugelrunden Kopf trägt er einen großen Panamahut und zwischen zwei gespreizten Fingern seiner rechten Hand hält er, höchst raffiniert platziert, eine silberne Zigarettenspitze. Rein äußerlich bin ich meinem Großvater wie aus dem Gesicht geschnitten: In unserem Erscheinungsbild gibt es ganz erstaunliche Ähnlichkeiten: dieselbe Physiognomie, dieselbe Körperspannung und derselbe theatralische Hang zur Pose im Anblick einer Kamera.

Als welterfahrener und weit gereister Seemann hatte er in jedem Hafen eine Braut. Demnach muss er ein unwiderstehlicher Verführer gewesen sein, wenn ich den Geschichten meiner Oma Grete über ihn Glauben schenken darf. Manchmal erwähnte sie den Namen einer gewissen Lola, einer geheimnisumflorten Tänzerin aus Rio de Janeiro, die als eine seiner Geliebten mit beträchtlicher Ausdauer viele Jahre auf ihn gewartet zu haben schien. Auch die Namen der zahlreichen anderen, über alle Häfen der Welt verteilten Damen, auf die der Frauenschwarm sich eingelassen hatte, hörten sich aus dem Munde seiner wohl regelmäßig hintergangenen Ehefrau ausgesprochen exotisch an.

Immer wenn der treulose Kapitän auf Landurlaub zurück nach Barth an der Ostsee kam, wartete dort eine Überraschung auf ihn: ein ums andere Mal hatte seine daheimgebliebene Gattin während seiner Abwesenheit alle Möbel umgestellt. Der von so viel kreativem Eigensinn entnervte Ehemann wurde von Jahr zu Jahr wütender, wenn er sich in seiner eigenen Wohnung nicht mehr zurecht fand. Eines Tages löste er das Problem auf seine Weise. Als seine Frau für eine Weile außer Haus war, um Besorgungen zu machen, ritzte er mit einer Rasierklinge entlang der Konturen der Schränke, Bilder und Kommoden der Wohnung die Tapete auf, löste das akkurat getrennte